

Der Schattenwanderer

Erzählung

Von

Filippo de Esteban

Berlin

2013

Drei ist eins: ein Mensch,

ein Ding, ein Traum.

H. von Hofmannstahl

Beim erneuten Betrachten eines der Fotos, ließ ich mich von meiner Geruchsphantasie verführen. Ich trat in einen Raum ein, der nach dem damaligen Lieblingsduft der Frauen duftete, die Männer liebten, die nach herbem Rasierwasser und Tabak rochen. Jasmin, die weiße Blume mit dem süßen Duft des Vergessens. Aber auch nach der blauen Stunde und anderen orientalischen Wohlgerüchen duftete es hier. Düfte, die die Tage und Nächte mit Versprechungen füllten und betörten. Ich schrieb das alles auf, hielt es für einen möglichen Beginn. Jasmin, die gewöhnliche Blume, L'Heure Bleue von Guerlain, ein spielerisches Entree in das Jahr 1912. Alles war so halb dunkel, man würde später sagen, romantisch im Jugendstil eingerichtet, wenn man eine Stube jener Zeit beschreiben würde. Am Fenster saß eine junge Frau auf einem mächtigen Sofa, die ein Buch las. Es herrschte eine stille Ordnung und eine glänzende Sauberkeit, von den Gemälden an der Wand her schauten grimmig und herausfordernd Götter und Helden auf die Außenwelt herab. Auch der Kaiser am Kamin schien mit dieser Welt nicht zufrieden zu sein. Nur das Gesicht der alten Frau auf dem ovalen Bild strahlte Demut aus. Es war die Gegenwart des Vergangenen in der Vergangenheit. Das Bild im Bild. Es fehlte auch nicht an Spiegeln, großen und kleinen Silberflächen, die Raumabschnitte aus verschiedenen Perspektiven ins Unendliche wiederspiegelten. Auch die lesende Frau verdoppelte sich mit Buch und Schmuck. Sie war so tief in die Lektüre versunken, dass man glauben konnte, dass sie nicht posierte, sondern von einem, auch für sie, unsichtbaren Fotografen in dieser geistigen Haltung belichtet worden sei. Aber sie posierte, denn es war die Zeit des Posierens, nicht nur, aber vor allem vor dem Fotoapparat. Posieren hatte sich sozusagen zu einer allgemeinen Körperhaltung entwickelt, die zwar nicht angeboren war, sondern anerzogen und durch Generationen drakonisch eingedrillt, so dass sie sich mit der Zeit zu einer fast natürlichen Haltung entwickelte und jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, wenn sie auf zwei Beinen standen, den vollkommenen aufrechten Preußen darstellten. Auch die Kinder draußen auf der Straßenseite, die andere Kinder beim Spielen

beobachteten, posierten, sahen eher wie kleinwüchsige Männer aus, die schwere Gedanken in ihren Schultaschen trugen. Schwer wie die Karre im Hintergrund, die ein Mann ohne Alter gebeugt unter einem schwarzen Hut vor sich hin schob.

Die lesende Frau auf dem mächtigen Sessel, schien mit dieser Welt da draußen nichts Gemeinsames zu haben. Sie saß fern von allen alltäglichen Widrigkeiten, die die Menschen erniedrigten und zum Sklaven machten. Nichts von dem hatte Zutritt in diese Räumlichkeiten, wo sie hauste. Vielleicht warf sie ab und zu durch das geschlossene Fenster einen gleichgültigen Blick auf die Unglücklichen da draußen. Vielleicht empfand sie dabei Mitleid oder Verachtung. Doch ihre ganze geistige Aufmerksamkeit galt dem geschriebenen Wort, der schönen, tiefen Dichtung. Schrieb sie auch?

Ich legte das Foto zu den anderen zurück und dachte eine Weile über alles nach. Über das bereits Geschriebene, über meinen Auftrag, über K. und vor allem über das Wieseweitergehensollte. Die Aufgabe reizte mich, ja sie inspirierte mich auf eine extrem herausfordernde Weise, ich hielt mich für befähigt und klug genug, aber ich wusste, dass das nicht ausreichen würde. Draußen war Hochsommer. Nacktes Fleisch bräunte sich auf ermatteten Wiesen, Blumen und Bäume schrien nach Wasser, nach Regen aber der Himmel war Trockenblau. Nur die Vögel schrieben im Sonnenlicht ein lautes Gedicht, begleitet von einem weinenden Kind im vorbeifahrenden Kinderwagen mit taubtelefonierender Mutter. Wie lange und wo ich überall hin an diesem Nachmittag lief, vermag ich heute nicht zu sagen. Ich lief einfach bis ich dort ankam, wo ich glaubte Frieda gesehen zu haben. Ich blieb stehen, wagte es nicht, ihr näher zu kommen, um festzustellen, ob sie es wirklich war oder nicht. Vielleicht war sie es, aber auch heute bin ich mir nicht sicher.

Auf dem Foto sitzt sie auf einer Holzkiste. Zeitungsblätter liegen auf ihrem Schoß ausgebreitet, die sie geschickt mit ihren drallen, von Druckfarbe schwarz befleckten Fingern

zu kegelförmigen Papiertüten dreht. Sie hat ein geheimnisvolles Lächeln auf ihrem ovalen, jungen Gesicht. Das ist neu. Etwas ist mit ihr geschehen, seitdem sie für den Fotografen posiert hat. Ihr Gesichtsausdruck hat sich verändert, die schöne unschuldige ernsthafte Miene hat sich in ein enigmatisches Lächeln verwandelt. Vielleicht denkt sie in diesem Augenblick an ihn, an diesen fremden Mann mit Pelerine, der wie ein schwarzer Vogel aussieht, wenn er sich hinter der Kamera versteckt, um den Mädchen das Lächeln zu stehlen. Vielleicht kommt er jetzt um die Ecke, von einer Schar neugieriger Kinder begleitet, von allen Passanten wie ein Fürst begrüßt. Er kommt zu ihr, schmeichelt ihr, bittet sie noch ein Mal für ihn vor der Kamera zu lächeln. Vielleicht ist es so gewesen, vielleicht ist das der Beginn. Oder das Ende, das Ende einer nicht erzählten Geschichte, dachte ich und fing wieder an. Jetzt sollte alles gegenwärtig geschehen. Im Präsens geschrieben werden.

K. ist mit den Fotos und dem Geld gekommen und hat mich noch ein Mal eindringlich um Vertraulichkeit gebeten. Jedes Mal wiederholt er seine Bitte, dabei bin ich der einzige, den er in dieser Angelegenheit vertrauen kann. Du kannst dich auf mich verlassen, sage ich immer, ich werde es sehr unauffällig tun, du kennst mich doch. Und obwohl manchmal Zweifel über mich kommen, bin ich fest entschlossen, bis zum Äußersten zu gehen. Wo die Grenze liegt, weiß ich nicht, ich weiß nur, dass ich dabei eine unbeschreibliche Lust empfinde, die aus der Spannung heraus wächst, die mit der Ungewissheit zusammen hängt. Gewiss ist nur, dass ich entschlossen bin, es zu tun. Selbstverständlich habe ich einen Plan, einen Flugplan sozusagen und einen Kompass, einen inneren Kompass. Zu den Fotos habe ich Zusatzmaterial besorgt. Fachbücher, Ortsbeschreibungen. Auch eine Liste mit Parfümen und Modemagazinen. Briefe, Soldatenbriefe und Zeitungen. Alles was man brauchen kann, um danach eine glaubwürdige Geschichte zu erzählen. Denn darum geht es hier, um die Glaubwürdigkeit der Erfindung. Was wirklich geschehen wird, die Tat sozusagen, soll verborgen bleiben.

Ein Unwetter ist plötzlich über uns gekommen und hat die Straßen in einem Nu überflutet. Ich habe an einer Ecke neben einem Schaufenster Schutz gefunden, wo ich zusammen mit anderen Gestrandeten warte, bis es vorüber ist.

Genau hier an dieser Ecke muss es gewesen sein. Erstaunlich, dass es sich nicht viel geändert hat, es scheint als hätte hier der Krieg einen Bogen gemacht. Nur der Putz und die Farben der Fassaden erzählen eine andere, eine neue Geschichte. Aber auch heute noch, wenn es regnet, werden die Straßen wie damals überflutet. Eine flüssige Verbindung mit der Vergangenheit.

Die Trambahn fährt auf der überfluteten Straße. Auf der anderen Seite wartet geduldig mit seiner Last ein Pferd. Kinder hopsen und schreien unter dem Regen. Kleine, schmale, dicke, heitere Gesichter, die mit geschlossenen Augen und offenen Mäulern die Himmelstropfen schlucken, wie archaische Wesen, die im Tanz eins mit der Welt werden.

Auch einen Hut erblicke ich. Ein zum Himmel stürmender Hut, schwarz mit bunten Federn garniert, darunter eine kleine, schmale Frau, die trotz Unwetters versucht, die Straße zu überqueren, aber ihre Füße versinken tief in der Flut, und sie kehrt zurück. Die Bäume taumeln wie betrunkene Riesen, Zweige wirbeln sich in der Luft wie losgelöste Glieder und der graue Himmel scheint näher an die schwarzen Dächern gerückt zu sein. Tief hängt er, wie vor der Schöpfung. Aber wir erschrecken nicht. Wir warten geduldig an der Ecke, dass es vorüber ist. Wir plaudern miteinander über dies und jenes, über die letzten Neuigkeiten im Reich. Doch, wir ahnen nicht, was auf uns zukommen wird.

Ich beobachte die rauchenden Männer im schwarzen Anzug und mit Hut, in deren Westen eine Taschenuhr wie eine Zeitbombe tickt, die bald explodieren wird. Viele von Ihnen werden vom Sieg überzeugt sein und sich voller Hoffnung in den Kampfgraben stürzen und für immer begraben bleiben. Kein Sieg, keine Umarmung, kein Kuss, kein Salut!

Ich habe die Fotos an die Wand geklebt, ich lebe jetzt mit ihnen, schlafe ein und wache mit ihnen wieder auf, immer in der Hoffnung etwas Neues zu entdecken. Wie ein Detektiv notiere

ich alles, was mir dazu einfällt, oft falsche Hinweise, die in eine Sackgasse führen, dann muss ich wieder von vorne beginnen, was nicht ganz zutreffend ist, denn das Ende ist stets der Beginn. Vergänglicher Durchzug.

Ich sehe sie jetzt in ihrem dunkelblauen Kleid aus der Trambahn mit einem kleinen Sprung aussteigen, aber die Pfütze auf dem Boden ist größer und tiefer als sie dachte. Mit einem koketten Lächeln und hochgezogenen Rock läuft sie jetzt die Straße entlang. Ich denke, dass ich meinen Plan ändern muss, denn ich habe sie hier nicht erwartet, doch da ich nicht an Zufälle glaube, verfolge ich sie unauffällig.

Der Himmel beruhigt sich etwas und wie ein Wunder fallen durch einen Wolkenriss freundliche Sonnenstrahlen auf die Menschenmenge, die sich jetzt auflöst und wir gehen jetzt alle seines Weges weiter. Ich bemühe mich unbemerkt ihr hinterher zu laufen, rieche ihren Duft und höre, wie sie sorglos vor sich hin trällert: „trotz alledem und alledem, trotz alledem und alledem“. Sie singt und fährt dabei mit der Hand leicht über ihr nasses blondes Haar, schüttelt sie, kleine Regentropfen fallen auf ihre Schulter. Wo ein breites, hölzernes Tor ist, geht sie hinein.

Ich sehe im Hof abgestellte Kutschen, Karren, höre gackernde Hühner und bellende Hunde. Sie öffnet eine zweite Tür, eilt eine dunkle Treppe hinauf, tritt in ein düsteres Zimmer ein, wo ein Kleiderschrank, zwei Betten und eine Wiege stehen. Sie atmet tief auf, wechselt die feuchten Kleider, macht sich ihre langen, nassen Haare zurecht und geht wieder hinunter.

Wohin?

Die Hausnummer 15 steht noch am Tor, auch der Hof ist noch da, hat die Zeit und die Bomben überlebt, nur die Kutschen, die Karren, die Fuhrwerke und die Menschen von damals sind fort. Existieren nicht mehr. Heute gackern keine Hühner mehr, nur ein Hund bellt dumpf irgendwo im Innenraum.

Es regnet wieder auf der einsamen Straße, und während ich vor dem Tor ausharre, läuten die Glocken der Kirche sechs Uhr. Eingefrorene Zeit eines Daseins auf einer Fläche fremder Erinnerungen. Ich höre die Stimme derer, die einst hier standen und sich ablichten ließen.

Die Familie sitzt in der Küche an einem alten ovalen Tisch und löffelt in einer duftenden Kartoffelsuppe. Sie setzt sich wie immer zwischen ihre Schwester Magda und ihre Mutter, die einen Teller Suppe für sie bereit hält. Warum sie zu spät gekommen ist, will der Vater wissen, aber sie löffelt genüsslich die Suppe weiter. Frieda hat nichts gehört. Frieda denkt an den Regen, an die überfluteten Straßen. Sie träumt vom Morgen, von der Zukunft und von der Liebe. Wenn sie wüsste, dass gerade in diesem Augenblick, im Königshaus bei einer geheimen Zusammenkunft ein General bekennt: „Ich halte einen Krieg für unvermeidlich und: je eher, desto besser.“

Der alles begrabende Albtraum.

Wie sie da am Küchentisch sitzen, ohne zu ahnen, dass die Machthaber in diesem Augenblick über ihre Schicksale entschieden haben. Wer waren sie? Wo kamen sie her, gehörten sie zu den tausenden Migranten, die von überall her in die Stadt gekommen waren? Gehörten sie auch zu denen, die nicht würdig waren, sich Deutsche zu nennen, weil sie an die Gleichheit aller Menschen glaubten, an die Republik?

An einem ruhigen, vielleicht sonnigen Tag wie heute im Jahr 1912 standen sie alle hier im Hof zwischen Kutschen und Karren vor dem Mann mit der Pelerine und ließen sich fotografieren. Ein Jahrhundert später steht ein anderer fremder Mann vor dem Hof und fragt sich, wer er sei und woher er gekommen ist. Und die einzige Antwort, die ihm einfällt, ist: ich bin der, der mit den Schatten wandert. Ich grinse wie ein Blöder. Es ist die Müdigkeit, die jetzt erzählt. Es ist die Erschöpfung, die die Gedanken, die Einbildungskraft ins grenzenlose verführt, in einer Region, wo die Logik machtlos zu sein scheint.

Ich sehe sie. Sie geht in das Schlafzimmer im ersten Stock. Es ist schwül und düster; und sie wünscht sich woanders in der Welt zu sein, dort wo es sonnig und trocken ist, wo Licht herrscht, nicht diese dunstige Dunkelheit. Ich sehe sie am Fenster und denke, dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass K. sie geliebt hat, abgöttisch vielleicht. Doch zugleich denke ich auch, dass es ein irrsinniger Verdacht ist. Reine Spekulation. Ich muss meine Fantasie zügeln. Ein Glas Wein zur Beruhigung, zur Entspannung. Vielleicht gelingt es mir sogar etwas zu schlafen. Vielleicht kommt im tiefen Schlaf der große Meister und zeigt mir den richtigen Weg.

3

Verzweifelter Versuch mich von dem Baum, der stetig in den Himmel wächst und an dem ich, weiß Gott warum, gefesselt bin, loszulösen. Alles wächst, ist lebendig. Die Äste krümmen sich, die Blätter flattern. Wie fern der Erde jetzt. Plötzlich aber eine tiefe, unheimliche Stille, alles erstarrt, der Baum trocknet aus, beginnt zu brechen. Es kracht über und unter mir, es ist Sand, es ist Staub und ich falle auch. Ein schwarz-weiß- Bild an einer großen Wand, dann eine Schutzmauer und ein offenes Tor. Irgendwoher Pferdegalopp, Menschenstimmen, die rumoren. Schatten, die tanzen, Geister, die rufen. Endlich eine Lichtung, ein großer Tisch und sieben Kerzen in der Mitte. Es duftet nach gebratenem Fleisch, nach Gemüse und nach Wein.

„Wir haben auf dich gewartet“, sagen sie.

„Ja, voller Ungeduld. Aber nun bist du endlich da.“

Dann tafeln wir lustvoll, reden über Vergangenes und Zukünftiges. Erzählen saftige Geschichten und Anekdoten. Alles ist heiter, beseelt von einer warmen Innigkeit. Dann die Pferde, die über unsere Köpfe springen und geschwind im Dickicht verschwinden.

„Wir sind unschuldig. Wir haben es nicht gewusst“ bekennen sie und setzen sich wieder hin. Löffeln weiter die Suppe, sie schweigen, sie machen Grimassen, sie stehen wieder auf,

hopsfen um die Stühle. Dann entkleiden sie sich. Fick, fick rufen sie. Auf dem Boden, auf den Stühlen, auf dem Tisch, fick, fick.

Erwacht. Alles aufschreiben, bevor die Nüchternheit des Aufwachens, des Alltags alles wieder verschlingt, vergessen macht. Aber ich träume noch, ich träume, dass ich dabei bin einen Traum aufzuschreiben, den ich gerade geträumt habe. Ich träume mich sozusagen wach, wach in ein Zimmer, das nach Tabak und Wein riecht. Von der Wand her starrt sie mich an, sie lächelt. Sie scheint sich über mich zu amüsieren, was mich traurig aber auch wütend macht. Doch ich lasse nicht zu, dass diese seltsame Mischung entgegengesetzter Gefühlen im Morgengrauen mein Gemüt vergiftet. Wenn du zweifelst, musst du das richtige tun. Das Zitat bringt mich zum Lachen und animiert mich, nicht nur weiter zu machen, sondern gibt mir auch die Kraft aufzustehen und die erste Heldentat des Tages zu vollbringen: Kaffekochen! Dann spazieren gehen, nachdenken und Kräfte sammeln. Danach fällt die Entscheidung. Alles verbrennen! Alles was ich bis jetzt geschrieben habe, verbrennen. Das ist nicht nur pathetisch, sondern auch unwahr. Denn im 21. Jahrhundert werden keine Manuskripte verbrannt, sondern gelöscht. Ein schmerzloser Vorgang, ein einfacher Schritt: Markierung und Fingerdruck. Dann alles gelöscht. Eine weißleuchtendeleere Fläche fordert mich nun erneut heraus. Ein neuer Beginn also, der mit dem Satz entsteht: Was für ein Verbrechen! Ich komme mir vor wie einer, der eine Straftat begangen hat, wie einer der dazu verurteilt ist eine Zeit in der Schattenwelt zu verbringen, als Buße. Ein neuer Beginn also, ein neuer Anfang.

Notgedrungen habe ich den „Auftrag“ angenommen, obwohl ich K. misstrauere, ihm sogar unterstelle, unausgesprochene Absichten damit zu haben, was ich nicht näher begründen kann, ohne dabei mich selbst in Zweifeln zu ziehen. Tatsache ist, dass ich das Geld wortlos angenommen und den Fotos wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ich versprach ihm, mich damit zu befassen und sobald ich eine klare Vorstellung meiner Vorgehensweise

gewonnen habe, würde ich es ihm sofort wissen lassen. Ich tat es- aber flüchtig. Was mich immer noch beschäftigt, ja mich sogar quält, ist der Verdacht, K. suche sein eintöniges Leben auf meine Kosten zu kompensieren. Unwillkürlich denke ich jetzt an Salieres Auftrag an Mozart, was meine Bescheidenheit und meinen Geisteszustand offenkundig macht. Ich soll mir etwas einfallen lassen, sagte er, was kein Problem ist, denn mir fällt immer etwas ein, manchmal gute manchmal weniger gute Einfälle, die kommen und gehen, wann sie wollen. Meistens vergesse ich sie, doch der Genuss, die Aufregung bleibt, die sie mit sich bringen, wenn sie plötzlich da sind. Aber jetzt, um nicht zu sagen, seit einer Langeweile, fällt mir nichts ein, ich sitze stumm vor dem leuchtenden Monitor, werfe hin und wieder einen verlorenen, eher an einen Schwachsinnigen erinnernden Blick auf die Fotos an der Wand in der Hoffnung etwas neues zu entdecken, eine kleine Offenbarung, einen winzigen Funkel, der vielleicht ein großes Feuer entfacht, aber sie schweigen, bleiben stumm wie Fotos eben sind, sie geben ihren Geheimnissen keinen Preis. Frieda lächelt, schaut mich erwartungsvoll von der Seite aus an. Dann zu meinem Staunen redet sie.

„Ist es nicht so, dass an dieser Stelle ein junger Mann, dessen Namen ich nicht kenne, auf die Straße hinaus geht, um ein Pferd zu befreien, dass an einen Fuhrwerk zieht? Ist es nicht so, dass das Pferd am ganzen Körper zittert, als er ihn mit der Hand berührt und ihn Sacramoso nennt, in Erinnerung, sagtest du, an einen großen Dichter? Sollte er nicht verzweifelt nach mir suchen, nach dem er meinte, mich an einem regnerischen Frühlingstag aus einer Trambahn aussteigen sah, mich die Frau, die er in einem Traum sah? Hast du nicht mit dem Gedanken gespielt, ich würde seine große, tragische Liebe sein?

Eins kann ich dir jetzt schon sagen mein Lieber, dein Freund K. ist ein langweiliger Kaufmann, er hat mich nie geliebt, geschweige denn mich begehrt. Er hat sich bloß eingebildet, er könnte mit mir ein gutes Geschäft machen, wofür er dich gebraucht habe, weil er deine Verschwiegenheit hoch schätzt und außerdem weiß, dass du mittellos bist, und etwas

Geld für deine Dienste gut gebrauchen kannst. Aber jetzt weißt du nicht mehr, wie es weiter gehen kann, oder irre ich mich?“

Es ist wahr. Nichts ist gekommen, wie ich es erwartet habe. Ich habe mich verzettelt, habe den Faden verloren. Sacramoso war ein schlechter Einfall, keiner kennt heute Andreas Geschichte, nicht einmal K., der sich für hochgebildet hält. Es kam ihm „spanisch“ vor.

Das Buch, wo ich das gelesen hatte, lag damals vor ihm auf dem kleinen Tisch, worauf sein Glas Wein stand, aber ich hielt es für ratsam ihn nicht damit zu konfrontieren. „Apokalypse der deutschen Seele“ Studien zu einer Lehre von letzten Haltungen, ist der Titel des Buches. Darin verlor ich mich nächtelang auf der Suche nach einem geistigen Fundament meiner literarischen Absichten. Verloren in jener hellen Dunkelheit eschatologischer Verkündungen und dramatischer Transzendenz. Es ist die Geburt der Geschichte als Fortschritts, die Proklamierung der Züchtigungsgedanken und der Beginn der sogenannten Zyklopenbauten. Vitales Getriebensein, bewusstes Lenken und Treiben. Es ist die Geburt der Welt Sinn, die Verschmelzung von Utopie und Realität. Feierlicher Aufruf zur Erlösung vom Fluch des gekreuzigten Gottes und das Bejubeln des immer wiedergeborenen zerstückelten Dionysos, der Leben verspricht.

Und jetzt?

Sie schweigt.